

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 223 (1944)

Artikel: Die Schlacht bei St. Jakob an der Birs : 26. August 1444
Autor: Nägeli, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-375208>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

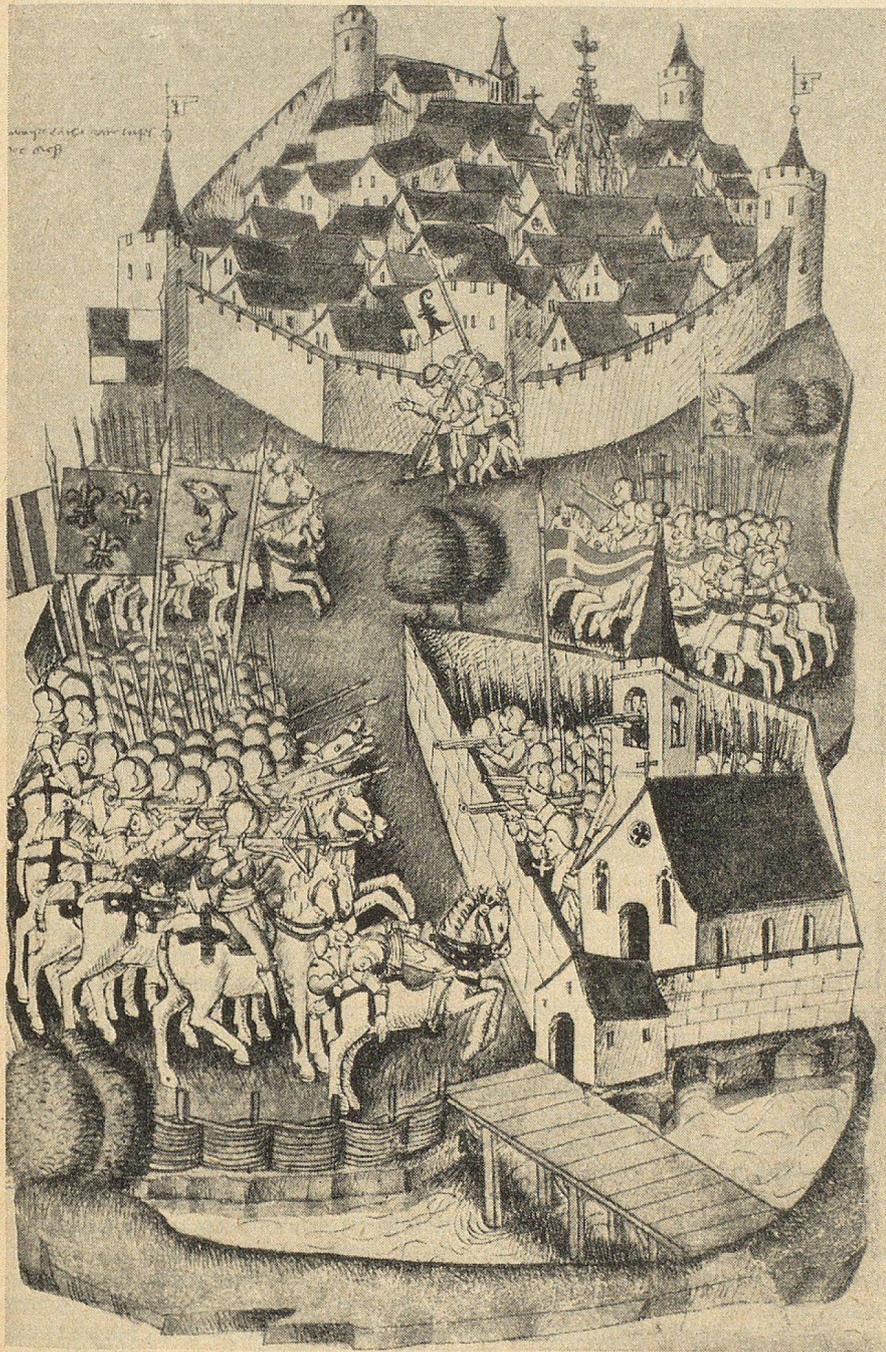
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Schlacht bei St. Jakob an der Aare (26. August 1444).

Von Dr. phil. Albert Nägeli, Trogen.



Die Schlacht bei St. Jakob an der Aare 1444, nach der Zeichnung von Benedikt Tschachtlan in der Berner Chronik von 1470. Angriff der Armagnaken auf die im ummauerten Friedhof des Siechenhauses in St. Jakob sich im Endkampf verteidigenden Eidgenossen. Im Vordergrund die feindliche Reiterei mit Armbrustschützen und ihren Pannern, worunter das Lilienpanner des Dauphin. Die Eidgenossen führen das Freifähnlein mit dem durchgehenden weißen Kreuz im roten Feld. Im Hintergrund die Stadt Basel und das ausrückende Basler Heer, die französische Reiterei im Begriff, die Basler abzuschneiden.

1944 ist ein halbes Jahrtausend verflossen, seit der sog. Alte Zürichkrieg seinen Höhepunkt erreichte und die Eidgenossenschaft ihre schwerste innere Erschütterung durchmachte. Wohl bedeuteten auch die Religionsstreitigkeiten des 16. Jahrhunderts und die Zeit der Franzosenherrschaft 1798–1814 furchtbare Belastungsproben, allein die Jahre 1436 bis 1450 waren die Jahre der Entscheidung, ob der Volksbund im Herzen Europas, der in den zwei Jahrhunderten vorher klug und weitblickend aufgebaut und mehrfach mit Blut besiegelt worden war, sich weiter entwickeln oder wie so viele andere Bünde freiheitsstolzer Gemeinwesen in Deutschland, Italien und anderswo an seinen innern und äußern Schwächen zugrunde gehen sollte.

Städte und Länder.

Das Eigentümliche des Schweizerbundes war die Verbindung von Städten und Ländern, von Bürgern und Bauern. Das verlieh ihm auf die Dauer Kraft und innere Festigkeit; auf der andern Seite bargen die Gegensätze von Stadt und Land Spannungen und Konfliktstoffe, die sich u. U. gefährlich entladen konnten. Verschieden waren die wirtschaftlichen Bedingungen und die politischen Ziele. Der Bund Zürichs mit den Eidgenossen war mehr eine „Bernunftzehr“ gewesen. Die wohlbewehrte Stadt bedeutete für die Eidgenossen eine militärische Sicherung des Vorgeländes ihrer natürlichen Bergfestung. Zürich hingegen hatte am Volksbund die notwendige Rückendeckung gegen Österreich. Die Rehrseite für die Stadt war freilich, daß ihre Feindschaft gegen Österreich dem blühenden Woll- und Seiden-gewerbe, sowie dem ausgedehnten Fernhandel die Donauländer verschloß und den Verkehr mit Italien über die Bündnerpässe, die damals noch eine größere Rolle spielten als der Gotthard, gefährdete und zumindest erschwerte.

1437 mußten die Zürcher gestehen, daß in ihren Mauern „keinerlei Gewerbe“ sei. Die Interessen des Gewerbes und Handels hätten wohl eine beweglichere Bündnispolitik erfordert. Dafür erwarb die Stadt seit dem Ende des 14. Jahrhunderts ansehnliche Grundherrschaften, die heute insgesamt das Gebiet des Kantons bilden. Sie sicherte sich damit ihre Ernährung in Kriegszeiten und gewann für die Erzeugnisse ihres Handwerksfleißes ein abhängiges Absatzgebiet. Kein Wunder, daß das zünftisch-demokratische Staatswesen sich nach außen mehr und mehr aristokratisch zeigte, besonders dem eigenen Landvolk gegenüber, und somit in einen Gegensatz zu den demokratischen Tendenzen der Innertkantone geriet. Besonders zugespitzt war zu Beginn des 15. Jahrhunderts das Verhältnis der beiden Nachbarn Zürich und Schwiz. Voll Mißtrauen verfolgte Zürich, wie Schwiz den neuen Volksbund der Appenzeller unterstützte. Schwiz, das keine andere Ausdehnungsmöglichkeit besaß als nach Nordosten, suchte das ganze Gebiet zwischen Zürich und Walensee bis zum Bodensee unter seinen Einfluß zu bekommen. Hier aber standen ihm die Interessen von Zürich entgegen, das alles daran setzte, den lebenswichtigen Zugang zu den Bündnerpässen über Rapperswil, Uznach, Walensee, Sargans sich zu sichern.

Der Streit um das Toggenburger Erbe.

Nun hatte aber hier das Grafenhaus von Toggenburg unter schlauer Ausnützung der Verhältnisse und klugem Lavieren zwischen Österreich und den Eidgenossen eine ansehnliche Landesherrschaft aufgerichtet. Der letzte Graf, Friedrich VII., dessen Ehe kinderlos blieb, sah sich infolgedessen sowohl von Schwiz wie von Zürich umworben, die beide mit seiner Einwilligung mit seinen Untertanen und seinen Erben Verträge, Burg- und Landrechte abschlossen. Ital Reding von Schwiz, ein Diplomat von Rang, schlau, anschniegender und rücksichtslos je nachdem, hatte bald in jeder Beziehung einen Vorsprung gegenüber dem Bürgermeister Stüssli von Zürich, dessen Aufdringlichkeit und Schroffheit den Grafen vor den Kopf stießen, ohne daß dieser jedoch die Beziehungen ganz abbrach. Spätere meinten, er habe „den Kühen die Schwänze zusammengebunden“. Eine solche Absicht lag aber jedenfalls dem alten Herrn fern, der unmöglich ahnen konnte, welches Unheil nach seinem Tode der Streit um sein Erbe bringen sollte. Kaum hatte er auf der Schattenburg bei Feldkirch 1436 die Augen geschlossen, als dieser Streit ausbrach, so daß schon 1437 der Kriegsausbruch nur mit Mühe verhindert werden konnte.

Die nächsten Ereignisse seien nur angedeutet. Noch war das Bewußtsein einer höheren staatlichen Gewalt über den einzelnen Orten zu wenig ausgebildet, als daß man sich zu einem gemeinsamen Vorgehen im Interesse „gemeiner Eidgenossenschaft“ hätte einigen können. Schwiz besaß unbestreitbar die besseren Rechtstitel, weshalb sich die eidgenössischen Vermittler auf seine Seite stellten, besonders als Zürich entgegen den Bestimmungen des Bundesbriefes Schwiz und Glarus den Kornmarkt sperrte. Je mehr die Stadt ins Hintertreffen geriet und bei den ersten Waffenentscheidungen am oberen Zürichsee den kürzeren zog, umso schroffer,

verblendeter und unkluger stieß sie alle Versöhnungsversuche zurück. Der böse Geist Stüssis war der Stadtschreiber Michael Stebler, gen. Graf aus Stockach, ein Mann ohne jedes Verständnis für eidgenössische Fragen. Die verschiedene politische Entwicklung diesseits und jenseits von Rhein und Bodensee warf schon damals einen Graben auf zwischen den allemannischen Stammesgenossen hüben und drüben. Die immer noch starke eidgenössische Partei in Zürich wurde mundtot gemacht und ihr angesehener Führer Meiß gefangen gesetzt. Die gegenseitige Erbitterung riß aber auch die Schwizer zu einem verhängnisvollen Schritte hin. Sie nahmen 1440 im Frieden nach dem ersten Kriege die „Höfe“ am oberen Zürichsee, Wollerau, Pfäffikon, sowie die Insel Ufenau weg, also nicht etwa streitigen, sondern rechtlich erworbenen Zürcherboden. Das war der Stachel, der die tiefste Wunde hinterließ und berechtigte Erbitterung erregte. „Denn in der Tat; die Bereicherung eines Bundesgliedes auf Kosten eines andern erschien in der eidgenössischen Geschichte als etwas Unerhörtes und widersprach dem Geist der föderativen Vereinigung“ (Dierauer).

Zürich und Österreich.

Mitten im Kampf war in der Reichsgeschichte eine bedeuende Wendung eingetreten. 1438 kam die deutsche Königskrone endgültig an das Haus Habsburg. An den Herrschern aus dem Hause Luxemburg hatten die Eidgenossen stets einen Rückhalt gegen das Haus Österreich-Habsburg gehabt. Friedrich III. aber, der auf die kurze Regierung Albrechts folgte, war den Interessen des Reichs gegenüber ebenso frage, konservativ und allen Reformen abgeneigt, wie begierig auf Erweiterung seiner Hausmacht. Sein Ziel war, die an die Eidgenossen verlorenen Gebiete, vor allem den Aargau, wieder zu gewinnen und den verhassten Bauernbund zu zerschmettern. Zürich, mit dem er nach anfänglichem Zögern 1442 ein Bündnis einging, sollte ihm dazu verhelfen. Dafür wollte er Toggenburg und Uznach kaufen und den Zürchern verpfänden, zudem sollte Zürich Vorort einer neuen Eidgenossenschaft werden, die vom Schwarzwald bis nach Tirol reichte. In Wirklichkeit war keinem Teil recht wohl bei der Sache. Jeder Partner hatte das uneingestandene Gefühl, vom andern „beschliffen“ worden zu sein, wie der Schwizer Landschreiber Hans Fründ sich drastisch ausdrückte. Das Bündnis, das mit aufdringlichem Gepränge in Zürich beschworen wurde, war ein Faustschlag gegen den eidgenössischen Bund, mochte dieser auch im Vertrag vorbehalten bleiben. Allein die verblendete österreichische Partei merkte dies so wenig, als daß die tatsächliche Herrschaft über die Stadt und ihr Gebiet von jetzt an bei einem politischen Kommissar, dem Markgrafen Wilhelm von Hochberg lag, während die militärische Leitung Thuring von Hallwil inne hatte, trotzdem der König die Freiheiten und Privilegien der Stadt ausdrücklich bestätigte. In der Folge erwies sich Hans von Rechberg, ein frecher schwäbischer Strauchritter, aber ein tüchtiger Soldat, als der initiativste Führer. Daß die eidgenössischen Orte sich von nun an geschlossen und entschieden auf die Seite von Schwiz stellten, ist begreiflich. Der Krieg des Jahres 1443,



Die Schlacht von St. Jakob an der Birs 1444. Lavirte Federzeichnung von Martin Disteli, Original im Basler Kupferstich-Kabinett.

dessen Hauptereignisse die furchtbare Verwüstung der zürcherischen Landschaft und die Schlacht bei St. Jakob unter den Toren Zürichs mit dem Tode der beiden Unheilstifter Stüssli und Graf waren, endet in einem faulen Frieden. Die Lauheit, mit der die österreichische Ritterschaft Zürich unterstützte, die ständigen Reibungen der Führer mit den einheimischen Behörden hatten in der Stadt eine gewisse Ernüchterung hervorgerufen. So schien der Zeitpunkt zu Unterhandlungen gekommen, die am 24. März 1444 zu Baden ihren Anfang nahmen. Sie waren von den Eidgenossen, von den Bischöfen von Basel und Konstanz, den Fürsten von Württemberg und Savoyen, den österreichischen Ritterschaften und Städten in Schwaben und am Rheine, sowie von 20 Reichsstädten, darunter Augsburg, Nürnberg und Straßburg beschickt, ein Beweis, welch große Bedeutung man dem Kriege weit über die Grenzen der Eidgenossenschaft beimaß. Die Boten der Zürcher kamen den Vermittlungsbestrebungen in hohem Maße entgegen, waren sogar bereit, den König um Aufhebung des Bündnisses zu bitten und einem eidgenössischen Rechtsbott nach Einsiedeln nach den Bestimmungen des Bundesbriefes zu folgen. Allein alle Vorschläge stießen auf den heftigsten Widerstand der österreichischen Partei. Eine aufgehetzte

Menge verlangte in Zürich die Verhaftung der Anhänger der Eidgenossen, und als die drei angesehensten, Meiß, Trinkler und Bluntschli, sogar enthaupftet worden waren, wagte die eingeschüchterte Bürgerschaft kaum mehr, den Nachhabern in den Arm zu fallen, die nun für den kommenden Waffengang in der Stadt und der ihr noch verbleibenden Landschaft mit Eifer rüsteten. Schmähreden und Spottlieder, von fahrenden Sängern auf beiden Seiten fleißig kolportiert, sorgten für die nötige Haffesalut, während die spitze, giftige Feder des Zürcher Chorherrn Felix Hemmerli die Eidgenossen als den Auswurf der Menschheit brandmarkte. Die Früchte blieben nicht aus. Appenzell stellte sich, wie früher schon Solothurn, auf die Seite der 7 Orte. Es folgte die entsetzliche Bluttat von Greifensee, die Belagerung Zürichs, der gemeine Überfall auf Brugg durch den Freiherrn Thomas von Falkenstein, die ständige Belästigung Basels durch den Adel im Sundgau und Schwarzwald.

Das Eingreifen Frankreichs.

König Friedrich war zu sehr von seiner Politik in den Donauländern in Anspruch genommen, als daß er aktiver in den Krieg hätte eingreifen können, und die

Kräfte des Adels in den Vorlanden reichten auf die Dauer allein nicht aus. So wandte sich Friedrich um Hilfe zuerst an Burgund und dann an König Karl VII. von Frankreich. Dort näherte sich der hundertjährige Krieg mit England seinem Ende; eine Menge zuchtloser Söldner, die sich schon längst der königlichen Autorität entzogen hatte, nach ihrem früheren Führer, dem Grafen von Armagnac, die Armagnaken, vom Volke „les écorcheurs“, die Schinder, genannt, war zur Landplage geworden und dem König die Gelegenheit, sie nach Osten abzuschleppen, sehr willkommen. Zugleich hoffte er durch einen Handstreich sich der reichen Stadt Basel, des Schlüssels der oberrheinischen Handelsstraßen, bemächtigen zu können und Frankreichs Positionen auf Kosten des Reiches bis zum Rheine vorrücken zu lassen. Dem schwer beweglichen und pedantischen Friedrich war es wohl kaum bewusst, welche Perfidie darin lag, auf diese Weise die Reichsinteressen zu verraten und seine eigenen Untertanen am Rhein den gefürchteten Schindern preiszugeben. Er dachte wohl nur an die Entsetzung der belagerten Farnsburg, auf welche Burg sich der Falkensteiner vor der Rache der Eidgenossen geflüchtet hatte, und an die Befreiung Zürichs als Auftakt zur Wiedergewinnung des Aargaus.

Mitte Juli waren die Armagnaken in der Champagne aufgebrochen unter dem nominellen Oberbefehl des Dauphin (Kronprinz), des späteren Königs Ludwig XI. Der eigentliche Oberkommandierende war Jean de Brueil. Ihm unterstanden etwa 40 000 Mann, meist Berittene. Am 23. August erschienen sie, von dem bei Säckingen stehenden Kechberg sehnlichst erwartet, bei Basel und stießen gegen das Leimen- und Birstal vor. Die Vorhut unter dem Herrn von Dammartin überschritt die Birz und detachierte gegen Münchenstein, Muttenz und Pratteln, während de Brueil mit der Hauptmacht bei Gundoldingen stehen blieb, um Basel zu beobachten und weil ein weiteres Vordringen in das schmale Ergolzthal für die Reiterei nicht rasch schien. Denn das eigentliche Ziel der Franzosen war eben Basel und nicht die Eidgenossen. Vor der Farnsburg oberhalb Sissach lagerten etwa 1500 Berner und Solothurner. Die Basler hatten Liestal mit Bürgern und Leuten aus der Umgebung unter dem Hauptmann Henmann Seevogel besetzt. Die Belagerer von Farnsburg waren unschlüssig, ob sie dem Feinde entgegenziehen sollten oder nicht; als dann aber aus dem eidgenössischen Heere vor Zürich und von Luzern je 600 Mann zu ihnen stießen, brachen ihrer 1500 als Spährtrupp auf, überdrüssig des eintönigen Belagerungsdienstes, hoffend daß der Feind, den übertriebene Gerüchte auf 60 000 Mann und mehr schätzten, auf seinen Streifzügen sich überraschen lasse. Sie bekamen jedoch die Weisung, nicht über Muttenz und die Birz hinauszugehen. Um Mitternacht erschienen sie in Liestal, wo sich ihnen Seevogel anschloß, nicht ohne Hemmungen, denn er mußte voraussetzen, daß seine Obrigkeit, die sich bis jetzt aller Feindseligkeiten enthalten hatte, diesen eigenmächtigen Anschluß nicht gerne sehen würde. „Nun hin, ich will hüt bi ouch bliiben und ouch enkeines zagens nit sin, und hüt Sevogel und sust niemert mer“, soll er ausgerufen haben. Bei Pratteln stießen die in

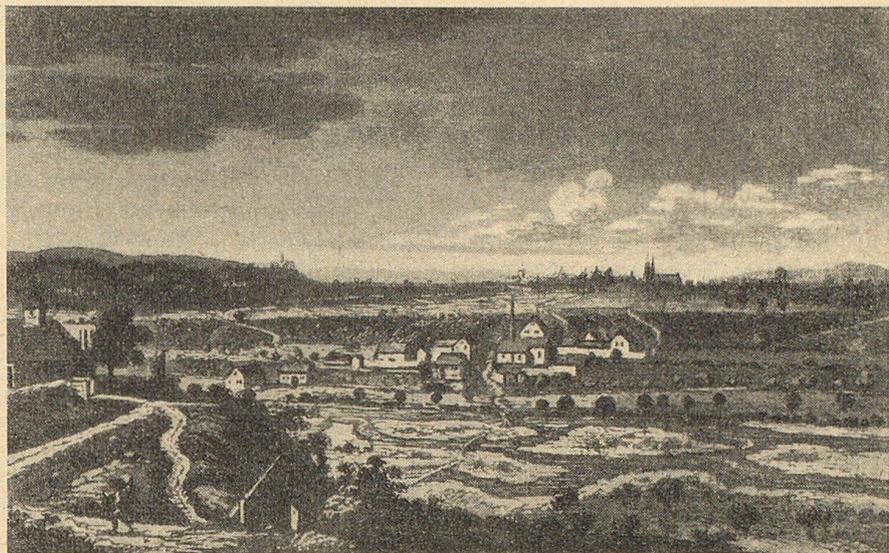
drei Haufen Geordneten vor Tagesanbruch (in der tagwinsteri) auf keinen nennenswerten Widerstand. Inzwischen war aber Dammartin von dem wachsamem Kechberg gewarnt worden und zog seine dem rechten Birzufer entlang zerstreuten Truppen zusammen. Der Angriff war ihm nicht unwillkommen, gab er doch die beste Gelegenheit, die Basler herauszulocken und sich der Stadt zu bemächtigen. Inzwischen bekam das Hauptheer jenseits der Birz Gelegenheit, sich zu ordnen. Jedoch die paar tausend Mann, die er auf der Ebene von Muttenz den Eidgenossen entgegenstellte, wurden von diesen glänzend geschlagen. Es mag den Hauptleuten Mühe gekostet haben, die beutelustigen Verfolger wieder zu sammeln. Eigentlich hatten sie jetzt schon ihre Instruktionen überschritten, allein das durch den leichten Erfolg übermütig gewordene Kriegsvolk entwand sich der Führung, und drängte drohend und meuternd über die Birz. Daß drüben bei Gundoldingen ein etwa 8–10 000 Mann zählendes Heer stand, konnten die Siegestrunkenen von hier aus nicht sehen, noch weniger die 7000, die weiter westlich Basel beobachteten und überhaupt nicht zum Schlagen kamen.

Die Schlacht bei St. Jakob an der Birz.

Die Angreifer überschritten die Brücke beim Siechenhause St. Jakob, liefen links die Böschung hinauf und nahmen, es mochte eben 7 Uhr des Morgens sein, sogleich den Kampf mit den ihnen entgegeneilenden Scharen auf, ohne auch jetzt des Hauptheeres gewahr zu werden.

Schon in der Morgenfrühe „ehe man das Tor aufschloß“ waren zwei Eilboten der Eidgenossen vor Basel angelangt und wurden vom Obristzunftmeister Dspernell empfangen. Dieser ließ sogleich in den Rat läuten. Wahrscheinlich hat er den Söldner Friedrich von Straßburg zu den Eidgenossen hinaus gesandt, um sie vor weiterem Vorrücken abzuhalten; allein die Kampfgierigen erstachen den unbequemen Warner samt seinem Pferde. Der Basler Rat hatte begründete Bedenken, einen Auszug zu wagen und damit die Stadt zu entblößen, denn im Verhältnis zum Umfang der Ringmauern war der Mannschafbestand viel zu klein; dazu war die Stadt voll von unzuverlässigem und verdächtigem Volke aus der Nachbarschaft. Reifige, die man ausgeschiedt hatte, kehrten warnend zurück. Trotzdem wollten die Bürger ihre Freunde nicht im Stiche lassen, sie erhoben ein „Geschrei“ (Zumult) wider den Rat und erpochten den Aufbruch. Die Armagnaken störten den Ausmarsch der 4–5000 Basler nicht, in der Hoffnung, sie könnten ihnen den Rückweg abschneiden, sobald sie sich nur einmal genügend weit von den Toren der Stadt entfernt hätten. So kamen die Ausgezogenen bis zur Katharinakapelle, halbwegs zwischen der Stadt und St. Jakob, als die Bürger, die auf den Mauern Wache hielten, am rechten Rheinufer beim Grenzacherhorn, die Fähnlein Kechbergs auftauchen sahen, der gemeinsam mit den Franzosen in die von Mannschaft entblößte Stadt eindringen wollte. Er kam aber zu früh, und das rettete die Stadt. Denn jetzt gab es für die Ausgezogenen keine andere Wahl als zurückzukehren. Niemand wird ihnen deshalb einen Vorwurf machen. Sie wurden

auch jetzt nicht vom Feinde gestört; denn dieser, der die Bewegungen nur ungenügend überblicken konnte, mußte wohl annehmen, daß sie sich in Schlachthäufen ordneten, um den Eidgenossen beizustehen. So verpaßten die Franzosen die Gelegenheit. „Wären sie (die Basler) nur einen Büchsenchuß weiter gegangen, so hätten wir sie allesamt erschlagen und die Stadt eingenommen“, klagte ein Österreicher. Die „Delphinischen“ konnten sich nun ungeteilt gegen die Eidgenossen, die sie bis jetzt nur als Lockmittel betrachtet hatten, wenden. Diese standen nun schon zwei Stunden im härtesten Kampfe mit den gepanzerten Reitern. Einige der ihrigen waren jenseits der Birs geblieben und hatten sich gegen Münchenstein zerstreut; jetzt wurden sie auf eine Birsinsel zusammengedrängt. Zu ihnen versuchten die Kämpfenden, nachdem sie ihre Hoffnungslosigkeit angesichts der Übermacht erkannt hatten, sich durchzuschlagen; allein zwischen ihnen lag der St. Albansteich, ein dem Basler Gewerbedienender Kanal, den sie am Morgen beim Vorrücken über die Brücke wahrscheinlich gar nicht beachtet hatten. So blieb den vom drei- bis vierstündigen Kampfe Erschöpften, nachdem offenbar auch Versuche, nach der Stadt sich durchzukämpfen, gescheitert waren, nichts anderes übrig, als hinter der Garten- und Friedhofmauer des Siechenhauses, bei den Ausfälligen, Deckung zu suchen. Noch war damals nur ein kleiner Teil des Heeres mit den später bei den Feinden so gefürchteten langen Spießen bewaffnet, und die vorherrschenden Kurzaffen erwiesen sich als ungenügend gegenüber den lanzenbewehrten Reitern. So überwandten sie das Grauen vor der Stätte des Elends und der ekel-erregenden Seuche, die bis jetzt auch vom Feinde gemieden worden war. In verzweifelten Ausfällen wurden die Angriffswellen der Feinde zurückgeworfen, so daß sich der Armagnaken, Soldaten und Führer, tiefe Mutlosigkeit bemächtigte. War doch der Kampf für sie eigentlich sinnlos geworden, nachdem der Überfall Basels mißglückt und die Hoffnung auf ein ergiebiges Plündern geschwunden war. Es war für sie schließlich ein kleiner Ruhm, ein Häuflein Bauern bei einem Siechenhause besetzt zu haben. Sie fanden «que c'estoit un fâcheux et merveilleux pays», wohin man sie geführt habe, ein böses und wunderliches Land. Doch die österreichischen Hauptleute trieben immer wieder zum Kampfe an. 600 Bogenschützen sandten einen Hagel von Pfeilen in den Garten. Hinter den Angegriffenen brannten schon einige Zeit Siechenhaus und Kirche, als um die Vesperzeit 4 Tarrasbüchsen mit der Munition eintrafen, die der umliegende Adel zusammengebracht hatte; denn das französische Geschütz kam während des ganzen Feldzuges nie über Montbéliard hinaus. Jetzt fiel der letzte Schuß der Eidgenossen, die Gartenmauer. In einer Kampfes-



St. Jakob an der Birs nach einem Aquatintablatt von Franz Hegi (1844). Vorn die in mehrere Arme geteilte Birs, dahinter das Siechenhaus. Links über dem ansteigenden Ufer Gundoldingen. Im Hintergrund Basel mit dem Münster.

pause ließ sich der Ritter Burkhard Müch von Landskron, wohl auf Drängen der Franzosen, auf Verhandlungen ein. Durch eine Bresche blickend rief er aus: „Ich sehe einen Rosengarten, den meine Ahnen vor 100 Jahren gepflanzt haben“. Ein Steinwurf ins Gesicht war die Antwort. Bewußtlos wurde der Ritter weggetragen und starb wenige Tage später. Seine rätselhafte Anspielung erklärt sich daraus, daß einer seiner Ahnen in der für die Franzosen unglücklichen Schlacht bei Crécy 1346 den Tod gefunden hatte. Der heutige Tag erschien dem Ritter deshalb wie eine Genugtuung. Von neuem setzte der Sturm ein, angefaßt von den Deutschen, die im Rücken der Schweizer die Mauer zererschossen. Der letzte Rest der Verteidiger wurde samt den Verwundeten niedergemacht. Man sah Schmerverletzte die Pfeile und Speereisen aus den Wunden reißen und sie gegen den Feind gebrauchen, andere mehrten sich mit den Zähnen, wenn die Waffe ihnen entfallen war. So sühten sie durch einen tapferen Tod ihre Disziplinlosigkeit, mit der sie am Morgen den Übergang über die Birs erzwungen hatten. Einige hatten sich vor dem Geschütz in den Keller des Siechenhauses zurückgezogen. Vergeblich baten sie, herausgelassen zu werden, um in ehrlichem Kampfe auf freiem Felde zu sterben. Man verammelte die Ausgänge, häufte Stroh und Reisig an, verstopfte alle Löcher damit und zündete die Haufen an. Bei der Aufräumung des Schuttes fand man später im Keller 99 Erstfickte. Gegen 6 Uhr war das Blutbad beendet, aber die Erbitterung noch so groß, daß auch die Leichen vor Schändung nicht verschont blieben. Unterdessen war auch die auf der Birsinsel eingeschlossene Schar von ca. 100 Mann der Übermacht erlegen; die meisten wurden gefangen genommen und fielen nachher der Rache des Adels zum Opfer. Erst am Freitag wurde erlaubt, die Toten zu begraben. Man zählte ihrer 1168, doch dürften es 1300 gewesen sein. Der Feind hatte 2200 Tote und 400 Verwundete.

Nach der Schlacht.

Der Eindruck, den die Kunde von der Schlacht bei den Eidgenossen wie bei ihren Gegnern hervorrief, war gewaltig und furchtbar. Der auf dem Basler Konzil anwesende italienische Humanist Aeneas Silvius Piccolomini, der spätere Papst Pius II., schrieb unmittelbar nachher einem Freunde einen ausführlichen Bericht. „Nicht sowohl besiegt, als vom Siegen entkräftet“ schien ihm die tollkühne Schar untergegangen zu sein. Die Belagerung der Farnsburg und Zürichs wurde aufgehoben. Die Berner und Solothurner zogen zuerst ab; denn beide Orte fürchteten ein Übergreifen des Dauphin über die Jurapässe. Allein Frankreich hatte kein Interesse, weiter vorzudringen. Es hielt seine Verpflichtungen gegenüber Österreich für erledigt, verlangte von Basel vergeblich die Hulldigung, die dieses standhaft verweigerte, und die Schinder verheerten in entsetzlicher Weise die oberrheinischen Lande, so daß König Friedrich das Reichsbanner gegen sie zu entfalten drohte. Endlich, mehr als zwei Monate nach der Schlacht kam zu Ensisheim ein Friede zustande, in dem Frankreich u. a. auf seine Forderungen gegenüber Basel verzichtete. Es brauchte aber noch lange diplomatische Verhandlungen, bis die räuberischen Horden die ausgeplünderten unglücklichen Gegenden verließen.

Mit Recht hat man gesagt, daß die Niederlage von St. Jakob an der Birs in ihren Folgen einem Siege gleichgekommen sei. Nicht daß der Krieg damit aufgehört hätte. Im Gegenteil: Zürich und der Adel schienen erst recht aggressiv gegen „die Verdrucker des Adels und der Ehrbarkeit“ zu werden. Die Eidgenossen hielten sich von jetzt an mehr in der Defensiv. Während die Basler fortgesetzt mit dem umliegenden Adel in Fehde lagen, wachten im Nordosten die Appenzeller treu auf ihrem Grenzposten und schlugen 1445 unterhalb Bolshalden eine von Rheinegg heraufdringende Heeresabteilung. Zürich dagegen vermochte Rapperswil und den See zu behaupten. Wil, Rheinfelden und Baden waren weitere Kampfschauplätze. 1446 endlich gelang es den Eidgenossen, 4–5000 Österreicher unter Nechberg in wuchtigem Ansturm bei Ragaz über den Rhein zurückzuwerfen.

Friedensverhandlungen.

Die Verheerungen in den Kriegsgebieten müssen grauenhaft gewesen sein, besonders am Zürichsee, nicht minder Hunger, Krankheit, Elend aller Art und die Verwilderung der Sitten. In Zürich schmolz die Kriegspartei mehr und mehr zusammen, je arroganter Nechberg und andere Kriegsheere auftraten. Überall machten sich Kriegsmüdigkeit und Verdrossenheit bemerkbar, weshalb schon 1445 sich das Basler Konzil und Papst Felix II., 1446 auch der Kurfürst von der Pfalz um einen Frieden bemühten; fünf Jahre zogen sich jedoch die Verhandlungen mühsam hin. Zürich machte die Zurückgabe seines Gebietes zur Vorbedingung eines jeden Eingehens auf das im Bundesrecht vorgesehene Rechtsverfahren, während Schwiz, mochte der grimmige Nechberg auch in seinen letzten Tagen (er starb 1447) eine veröhnlichere Haltung gezeigt haben, unnachgiebig an dem Besitze der Höfe festhielt. So unerquicklich das prozessualische Nachspiel auch war, für die nach-

folgende bundesrechtliche und politische Stellung der eidgenössischen Orte unter sich und gegenüber dem Auslande war es von größter Wichtigkeit. Die Städte Augsburg, Ulm und Überlingen wurden um Vermittlung angegangen. Der in jeder Beziehung korrekte Augsburger Bürgermeister Peter von Argun tat nach gewissenhaftem Studium der Akten „in bündiger Form und auf seinen Eid“ den Spruch, daß Zürich, speziell mit Rücksicht auf sein Verhältnis zu Österreich, sich dem im Bundesbrief vorgeschriebenen Rechtsverfahren zu unterziehen habe. In diesem Sinne entschied auch das eidgenössische Schiedsgericht unter dem von Überlingen vorgeschlagenen Obmann, dem Berner Heinrich von Bubenbergh. So ließ Zürich schließlich seine unbaltbaren Gegenargumente fallen; der unheilvolle Bund mit Österreich wurde für null und nichtig erklärt, und man erneuerte die alten Verträge. Die eroberten Gebiete mit Ausnahme der Höfe gab man sich gegenseitig zurück, sogar die eroberten Fahnen. Zürich war nun wieder eidgenössisch, blieb es und gewann bald wieder die Stellung eines Vorortes. Das gegenseitige Vertrauen kehrte zurück.

Ein letztes Opfer des Krieges war der streitbare Chorherr Hemmerli, der leider nicht nur seine gehässigen Angriffe auf die Eidgenossen, sondern auch sein unentwegtes Eintreten für eine Reform der Geistlichkeit in der Folge mit lebenslänglicher Haft büßen mußte.

Folgen.

Damit war eines der unerfreulichsten Kapitel der Schweizergeschichte abgeschlossen. Verhängnisvoller als alle Angriffe von außen war die innere Spaltung gewesen, welche die Eidgenossenschaft in ihren Grundfesten erschütterte. „Es bleibt aber für alle Zeiten bemerkenswert, wie diese Krisis nach einem Waffengang, der doch für beide Teile von empfindlichen Verlusten begleitet war, durch die entschiedene Handhabung der überlieferten bundesrechtlichen Formen und durch die energische Festhaltung der dem Bunde zugrunde liegenden Ideen überwunden wurde“ (Dierauer). Darum ging die Schweiz nicht erschlaft, sondern gekräftigt aus der Feuerprobe hervor, bereichert durch die mit schweren Opfern erkaufte Erfahrung, daß ihre Orte eine untrennbare Schicksalsgemeinschaft bildeten. Die gänzliche Lösung vom Reichsverband vollzog sich mit raschen Schritten, seit der alte Erbfeind Habsburg dauernd in den Besitz der Reichskrone gekommen war und nicht nur das Reich, sondern auch das Ausland, Frankreich, gegen den verachteten Bauernbund mobilisiert hatte. Allein, gerade Frankreich suchte jetzt innumer mehr die Verbindung mit den Schweizern, mit deren Hilfe es seine Machtstellung zu festigen und zu erweitern suchte. Damit verflocht es die Schweiz in die machtpolitischen Kämpfe Europas in den nächsten Jahrhunderten.

Das Opfer der Helden von St. Jakob aber war trotz und vielleicht gerade wegen der Niederlage nicht umsonst gewesen. Ein restloser Sieg hätte die Eidgenossen verleitet, Zürich einen demütigenden Frieden zu diktieren, der eine wirkliche Versöhnung verunmöglicht und den Bund als ein schleichendes Gift zersetzt hätte. So machte auch hier die Vorkehrung über unserm Vaterlande.